

# Die Zeitschrift

Nr. 13

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

## Der Ausweg.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung)

„Nein. Oder doch nur dann, wenn Sie mir Ihre Hilfe verweigern.“ — „Ja, glauben Sie denn im Ernst, es wäre möglich, die Reichfertigkeit, die Torheit, die Unvorsichtigkeit des Personals aus der Welt zu schaffen? Wenn die Leute mit Giften hantieren, als wäre es Rosenöl oder Bienenhonig, wenn —“

„Dann muß man sie belehren. Dies zu allererst, Herr Direktor. In den besonders gefährlichen Abteilungen müßte ferner die Arbeitszeit verkürzt, die Wohnungen müßten aus dem Dunstbereich der Fabriken verlegt werden. Löhne, die eine kräftige Ernährung ermöglichen, würden den ungünstigen Einflüssen ebenfalls entgegenwirken, und wenn Sie so alles tun, was denkbar ist —“ „Dann würde man mich in der nächsten Generalversammlung unserer Gesellschaft davonjagen. Und mit vollem Recht!“ Herr Heberlein lachte laut, mit bissigem Hohn. „Was denken Sie sich eigentlich, Herr Doktor? Meinen Sie wirklich, man könne mit solchen Phantastereien eine Aktiengesellschaft leiten?“ — „Sehen Sie es den Aktionären auseinander. Appellieren Sie an ihr Menschlichkeitsgefühl.“

Heberlein stand kopfschüttelnd, in kurzen Stößen lachend, auf und tat ein paar selbstberuhigende Schritte hin und her. Dann blieb er vor Molten stehen: „Sie sind wahrhaftig noch ahnungsloser als ich dachte. Können Sie denn nicht ein wenig rechnen? Haben Sie sich schon einmal vergegenwärtigt, wie die Ausführung Ihrer utopistischen Ideen auf die Dividende,

auf den Kursstand unserer Aktien wirken müßte?“

„Nein.“ Molten sagte es ruhig. „Ich berechne nur, wie es auf die wirken würde, die ja schließlich zu dem hohen Kursstand Ihrer Aktien beitragen.“

Dem Direktor gab es einen Ruck. Er wollte auffahren, bezwang sich aber und sagte, indem er einen drohenden Blick seiner Augen zum Arzt hinüber sandte: „Sie irren sich, Verehrtester.

Molten hatte sich ebenfalls erhoben und sagte in geschäftsmäßigem Tone: „Ich bitte zunächst um die Erlaubnis, mir ein genaues Studium Ihrer Fabrik, d. h. der Arbeitsweise, des Materials usw. zu ermöglichen.“

„Und dann?“

„— denke ich dem Personal die Natur der Gifte zu erklären und Vorbeugungsmaßnahmen zu empfehlen.“ — Heberlein lachte höhnisch: „Das beste Mittel, um unsere Arbeitsfälle zu ent-

völkern! Fühlen Sie denn nicht, daß es etwas viel verlangt ist, wenn wir Ihnen noch dabei hilfreiche Hand leisten sollen? Nein, Verehrtester, die Erlaubnis bekommen Sie nicht.“ „Dann ist hier meine Mission wohl zu Ende.“ Molten schloß seine Mappe. Eine stumme Verbeugung, und er stand draußen auf der Treppe, rückte sich den Hut zurecht und dachte, während er langsam hinunterstieg: Was war das? Ablehnung — Hohn — Feindschaft? Er konnte es nicht gleich fassen.

— — Am fol-

genden Morgen, Molten hatte sich eben aus dem Bett erhoben, schlug die Glocke des Fernsprechers an.

„Hier Molten.“

„Hier Schleusenwärter an der hohen Brücke. Herr Doktor sind gebeten, sofort herzukommen.“

„Was ist los?“

„Leichen angetrieben.“

„Haben Sie den Kreisarzt benachrichtigt?“

„Herr Kreisarzt ist über Land und in den nächsten Tagen nicht zu erreichen.“

„Ich komme.“ —



Sachfengänger.

Unser Betrieb erhält seinen Wert nicht von diesen Händen, die sich täglich stündlich erschöpfen lassen.“

„Ohne die aber doch schwerlich so hocherfreuliche Bilanzen das Licht der Welt erblicken würden.“

Die großen Augen bligten hinter dem Aneifer. Heberlein stützte die bebenden Fäuste auf den Tisch und bog sich hinüber: „Zum Teufel, Herr, was soll das? Glauben Sie, wir trinken Sekt aus den Hirnschalen unserer Arbeiter? Was wollen Sie?“

Auf der Chaussee ließ sich das Rad bewegen. Molten hätte die letzten Häuser des Fabrikviertels bald hinter sich. Dann dehnten sich zu beiden Seiten der Straße Acker und Wiesen aus. Zuweilen, wie verloren, ein arm-seliges Häuschen, ein schiefer Stall aus Lehmwänden und Fachwerk dahinter. Faulendes Kartoffelkraut auf grauem Boden, Stoppelfelder, wo sich breite Schwärme von Krähen niedergelassen hatten, die bei seinem Nahen schreiend aufflogen. Die Nacht war kalt gewesen; trübe, regendrohend kam der Tag herauf. Vom Fluß her wehte ein scharfer Wind; er riß die gelben Blätter von den Chaussee-bäumen und trieb sie im Wirbelzuge vor sich her. Die Gräser am Wege, im Graben zeigten einen schwachen Reifschimmer, und von den Wiesen, die sich zum Wasser hinabsenkten, stiegen durchsichtige Nebel auf.

Die Straße führte hügelan. Die Wiesen hörten auf. So weit Molten sehen konnte, rundeten sich vor ihm braune Acker zu sanften Erhebungen. Eine tiefe Sandgrube tat sich jäh an seiner Seite auf. Steil fielen die gelben Wände ab. Bäume waren aus dem Erdreich gerissen, streckten ihre Wurzeln empor und hielten sich nur noch an einigen Fasern fest, ehe sie ganz in die Tiefe stürzten. Oben, auf der höchsten Wand, schwankten ein paar kahle Birken und neigten sich wie spielend immer wieder dem Abgrunde zu. In der Grube kirrten schon die Spaten, rasselten die Lowrys, Beilschen knallten, heftige, antreibende Rufe erklangen ehwachend in den grauen Morgen, und ein schwerbeladenes Biergespann quälte sich räderkreischend den sandigen Fahrweg herauf.

Der langgestreckten Grube schloß sich hochgelegenes Heidefeld an, überwuchert von der braunen Erle, die sich in weiter Fläche hinaufzog bis zur Lannenschonung, wo alles offene Feld ein Ende hatte und der Wald begann. Molten entsann sich, daß ein großes Stück dieser braunen Heide von alters her zum Elternhause gehöre, daß es brach lag und daß niemand etwas damit anzufangen wußte — außer dem Vater, der hier zuweilen auf die Kaninchenjagd gegangen war. Oben, dicht an der Schonung, stand noch eine alte, halbzerfallene Bretterlaube, die er „Jagdschloß“ betitelt und wo er gerastet, gefrißstückt und einige Geräte untergebracht hatte. Weiter zum Fluß hinunter, in Gärten und Feldern weitläufig zerstreut, erhoben sich einige Landhäuser, die von ihren Besitzern „Willen“ benannt wurden. Sie standen frei und lustig hier, den Wald im Rücken und vor und weit unter sich die Stadt und den Dunstkreis der Fabriken, vor dem die Ansiedler geflüchtet waren. Mit Mühe und zäher Ausdauer hatten sie dem dürftigen Boden ihre Gärten, hatten sie dem verwurzelten Heidefeld ihren Kartoffelacker abgerungen. Der Spott war ihnen damals auf allen Wegen gefolgt, aber Dünger und Schweiß brachten doch zum Ende, was ehemals niemand glauben wollte.

Molten erinnerte sich jener Zeit, und allerlei Bilder flossen seinem Geiste zu, während er dahinradelte. Fast hätte er darüber den Wegweiser nicht beachtet, der hinter der Schonung in den Wald wies und ehemals die Inschrift getragen hatte: „Zur hohen Brücke.“ Jetzt zeigte er nur noch kümmerliche Reste der Schrift und neigte sich auf die Seite.

Der Arzt mußte absteigen und sein Rad führen. Denn nun ging es hügelan, hügelab auf schmalem gewundenen Pfade durch den Nieserwald. Rotbraune Nadeln und Tannenzapfen bedeckten den Boden, trockene Zweige und grüne Nester, die der Wind gebrochen, lagen umher. Es war kein bequemer Weg. Aber Molten sog tief den frischen, harzigen Waldatem ein, den kühlen duftgesättigten Morgenhauch, der vom Wasser heraufkam und in gebrochener Wellen um die harzigen Stämme strich. Er zwang sich, nicht an das zu denken, was ihn

erwartete. Und doch spürte er die bange Ahnung, die immer wieder leise zu bohren begann und sich nicht ganz unterdrücken lassen wollte.

Der Weg senkte sich in schwachem Gefälle zum Fluße hinab. Das Wasser blühte zwischen Bäumen und Wäldchen hindurch. Ein kleines Segel ward sichtbar. Das Geräusch einer Dampferschraube tönte von fernher.

Molten erreichte das Ufer, als der Schlepper die Begünstigung passierte. Dunkle Rauchfahnen schwebten über dem Fluß. Das Wasser schlug klatschend ans Ufer und bewegte das Schiff, das sich in schmaler grüner Linie bis zur Schleuse hinstieg. Dort spannte sich eine hohe Schwebenbrücke über den Fluß; schwarz hob sich ihr Gitterwerk gegen den grauen Himmel ab.

Die Schlenstentore standen geöffnet. Der Schlepper schwamm langsam hinein.

Molten begrüßte den Schleusenwärter. Der bat ihn, einige Minuten zu warten, bis die Schiffe durchgeschleust seien. „Tot sind sie ja doch — die Toten,“ sagte er. „Und die Kommission muß auch jeden Augenblick kommen.“

„Wo sind sie?“

„Im Holzschuppen.“ Der Wärter zuckte die Achseln. „Man legt sich sowas ja nicht in die gute Stube.“

Molten ging langsam um das Haus herum, stand einen Moment vor dem Schuppen und öffnete ihn dann.

Sie waren zugegen.

Der Arzt sah es durch das Tuch hindurch, wer es war.

Eine Frau und drei Kinder. Frau Helmer. Er erschrak nicht; er wußte es ja schon seit einer Stunde.

Er deckte die Gesichter auf und berührte die Hände.

Nein, hier war kein Leben mehr.

Er lehnte sich an den Türpfosten und betrachtete sie, auf die nur ein graues, schwaches Licht fiel.

Und wie er so in das Halbdunkel hineinstarrte und sich seinen trüben Empfindungen überließ, begannen in seinen Augen die Gesichtszüge der Toten zu leben. Zu leben wie in einem tiefen, erquickenden Schlafe. Leise zu lächeln wie in einem herrlichen Traum, aus dem sie nicht erwachen wollten. Bewegten sich nicht die Rippen? Flüsterten sie nicht? „All unsere Schmerzen sind zu Ende . . . All unser Kummer, alle Qual, alle Sorgen sind erloschen wie das Licht erlischt . . . Unsere Furcht, unser Bangen ist verweht, verweht wie der Atem . . . Wir sind im Lande der Gesundheit . . .“

Im Lande der Gesundheit . . .

Molten hörte nicht, daß ein Wagen kam.

Die Kutsche mit der behördlichen Kommission.

„Mord!“ sagte einer. „Das ist ja dreifacher Mord!“

„Nein.“ Molten fuhr aus seinem Sinnen auf und wollte antworten. Aber da zogen auch schon alle die Güte und reichten ihm die Hand.

Das Geschäft der Kommission war bald erledigt. Zuletzt gingen sie in die gute Stube des Schleusenwärters und nahmen ein kurzes Protokoll auf.

Es wurde angeordnet, die Leichen in der Totenkammer des Friedhofes zu weiterer Verfügung der Staatsanwaltschaft zu halten.

Die Kutsche fuhr davon.

Molten bestieg sein Rad, fuhr am Ufer entlang und ging den Weg durch den Wald zurück. Mechanisch fast und immer die vier aus dem Holzschuppen vor Augen. Die hagere, blasse Frau mit ihren drei Kindern.

So hatte sie also den Knoten, den sie nicht lösen konnte, mit ihrer letzten Frankhaften Energie durchhauen. Hatte nicht arbeiten können, nicht betteln wollen, nicht mehr hoffen

mögen. Hatte all ihre Mühe, all ihre Sorg und Kraft, die sie an die Erhaltung und Erziehung der Kinder gewandt, mit starkem Entschluß durchstrichen als wäre es nie gewesen hatte der Welt, ohne zu fragen, das genommen was sie ihr einst in ihren Kindern gegeben.

Wo verbarg sich hier ein Sinn?

Molten fand keinen und dachte: Sisyphusarbeit.

Sisyphusarbeit, wohin man blickte. Kraftvergeudung, verschwundene Mühen, fruchtloses Martyrium. . .

Und nun kam die Welt und schrie wieder einmal: Mord! Dreifacher Mord!

Mord. Kein Zweifel. Aber vierfache Mord.

Der Arzt dachte mit bitterem Gohn an die eben gehörte Anordnung, daß die Leichen zur Verfügung der Staatsanwaltschaft zu halten seien.

Aufgabe dieser Behörde war es ja wohl, den oder die Schuldigen zu ermitteln — im Namen der menschlichen Gesellschaft, die mit blutigem Nichtbeil über die Unantastbarkeit des Lebens wachte.

Sie bestrafte den Mord nach dem Grundsatz: Auge um Auge, Zahn um Zahn — und scheute nicht Mühe und Kosten, wenn es galt, einen Totschläger zu fangen. Vom höchsten ihrer Mitglieder bis hinab zum niedrigsten erwachte Grausen und Entrüstung, wo ein Leben gewaltsam ausgelöscht wurde. Aber hier würde der Staatsanwalt die kaum geöffneten Akten sofort wieder schließen; er hätte dann seine Auftraggeberin, die Gesellschaft, anklagen müssen. Diese aber war heilig und nicht zu fassen. Sie ließ Hunderte, Tausende in stillen Leiden, in Schmutz, Not und Verzweiflung untergehen — sie mordete kaltblütig Tag für Tag Menschen ohne Zahl, aber seltsamerweise schwieg hier Entrüstung und Grausen und die Moral saß geruhig hinterm Ofen.

Und wenn wirklich einem dieser entsehbliche Widerspruch bewußt ward, so suchte er schließlich die Achseln und sagte: Ja, das ist nun mal nicht zu ändern.

Aber, dachte der Arzt, es muß möglich sein, diese Dinge zu ändern. Wenn nur das Gute in allen Menschen erweckt würde und die tiefsten sittlichen Kräfte aus ihrer Verschüttung gehoben wurden. Ja, so ähnlich hatte er neulich wohl erst zum Griegul gesprochen, und er konnte nicht ablassen von der Meinung, daß ein guter und edler Keim in allen Menschen stecke, der nur eben geweckt und zum Wachstum gebracht werden mußte.

Molten stupte in seinem Nachdenken.

Auch Herr Heberlein war ja ein Mensch, den niemand Schuft oder Mörder nennen konnte. Im Gegenteil. Seine korrekteste Ehrenhaftigkeit im hergebrachten Sinn stand außer Zweifel. In einem Mangel an Klugheit, an Auffassungsvermögen konnte es auch nicht liegen; denn der technische Direktor hatte zuweilen sehr verzwickte Aufgaben zu lösen und genoß ein hohes Ansehen bei seinen Kollegen.

Trotz allem: seine „Erweckung zum Guten“ war nicht gelungen.

Es gab also Einflüsse, die stärker waren als alle sittlichen Kräfte.

„Die Generalversammlung würde mich davonjagen — mit Recht . . .“

Wer war diese Generalversammlung?

Leute, die irgendwo weitab von der Fabrik wohnten, die sie zum größten Teil nie gesehen hatten — Aktionäre, denen es darauf ankam — und nur darauf ankam, — einen möglichst hohen Gewinn zu erzielen.

Hier war also der Punkt, um den sich alles drehte.

Das behaupteten ja auch die Sozialisten, und Griegul sagte es ebenfalls, daß die Ursache aller Mängel in den wirtschaftlichen Dingen liege. Ihre Organisation war anscheinend so

beschaffen, daß ihnen — den Dingen — die Masse der Menschen untergeordnet wurde. Es handelte sich also darum, die Menschen an die erste Stelle zu setzen . . .

Aber wie? . . .

Nolten hatte die Chaussee erreicht und atmete tief auf; schwerer als je erschien es ihm, einen Ausweg aus seiner geistigen Bedrängnis zu finden. —

Wenige Tage später begrub man Frau Selmer und ihre Kinder. Zahllose Neugierige belagerten den Friedhof. Nolten befand sich unter dem Trauergesolge und erwartete voll Spannung die Rede des Geistlichen, eines noch jungen Mannes, dem große Güte und Hilfsbereitschaft nachgesagt wurde. Und glütig war auch das, was er in ehrlicher Trauer sprach, doch kein Wort der Anklage gegen die Ursachen dieses vierfachen Todes kam von seinen Lippen. Nolten wunderte sich: der Zusammenhang war so klar, und doch schien jener ihn nicht zu sehen. Alles gipfelte in dem tröstlichen Schlusswort: „Dort oben werden sie es besser haben.“ —

Es folgten einige Wochen, die Frau Nolten nur mit großer Selbstüberwindung ertrug. Die weiße Haut wackelte nervöser denn je durch das Haus, und die Wilder in der warmen Altväterstube bekamen allerlei zu hören, was keinem Lebenden gesagt werden konnte. Namentlich der alte Nolten war das Ziel wehmütiger und zorniger Klagen. Es focht ihn nicht an. Er lächelte wie immer in seiner fatten Gutmütigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

## Die wirtschaftliche und politische Entwicklung Chinas.

Von H. Conrady.

(Fortsetzung.)

Ein allgemeines Durcheinander und Gegen-einander erfüllte in den folgenden Jahrhunderten China. Die staatliche Einheit kam zeitweilig wieder abhanden, und auch das Vasallentum machte viel zu schaffen. Besonders aber waren es immer die ungesunden sozialen Verhältnisse, der Gegensatz von Kleinbauern und ruiniertem Landvolk auf der einen, den Anhängern von Großgrundbesitz auf der anderen Seite, woraus die heftigsten Kämpfe hervorgingen. Es wurden in diesen Jahrhunderten eine Menge Versuche gemacht, bessere Zustände zu schaffen, Versuche mit Verschlagung des Großgrundbesitzes und periodischer Neuaufteilung des Landes, es kam aber nichts Dauerndes zustande. Die Interessenkämpfe auf agrarischem Gebiete spielten auch die allergrößte Rolle, als seit Anfang des 7. Jahrhunderts wieder eine einheimische Dynastie, die der Tangkaiser, über ganz China herrschte. Sie waren dadurch emporgekommen, daß sie sich als Vorkämpfer der Reformbestrebungen im Volke gerierten. Eine außerordentlich große Menge von bahnbrechenden Neuerungen wird der Zeit des berühmten Tangkaisers Taitung (627 bis 649) zugeschrieben. Dabei handelte es sich auch wieder um Verschlagung des Großgrundbesitzes und Vorkehrungen gegen neue Zusammenballung. Ueber die Tangzeit im allgemeinen vernehmen wir durch die einschlägigen Annalen, daß das Streben dahin ging, die Durchschnittsbetriebsgrößen des alten Neunfeldersystems wiederherzustellen, so daß jeder hundert Man Land erhielt. Merkwürdig ist dabei, daß von dem zugeteilten Lande zwei Zehntel dauerndes Familieneigentum sein sollten, die übrigen acht Zehntel aber ein persönlicher Anteil, der nach dem Tode des Inhabers dem Staat wieder zufiel und anderweitig vergeben werden konnte. Faktisch wurde er wohl im allgemeinen an den Sohn gegeben, so daß die Inhaber dieses Landes

tatsächlich Erbpächter des Staates waren. Dieser persönliche Anteil aber steht in scharfem Gegensatz zu dem Teile, der Privateigentum der einzelnen Familien darstellt.

Indes waren auch diese Maßregeln nicht von Dauer. Außerordentlich machtvoll erwiesen sich vielmehr Kräfte, die in letzter Linie auf Veseitigung aller Schutzmaßregeln für den Kleinbesitz hinausliefen. In der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts kam es unter heftigen inneren Kämpfen dahin, daß sämtliche Beschränkungen der sogenannten wirtschaftlichen Freiheit auf allen Gebieten fielen. Wie nachdrücklich sich damals die Geldwirtschaft schon geltend machte, zeigt auch das nicht ganz durchgeführte Bestreben, die Naturalabgaben in Geldsteuern umzuwandeln. China hatte zur Tangzeit einen sehr bedeutenden auswärtigen Handel, wie sich besonders auch aus den Berichten der Araber entnehmen läßt, die schwunghafte Geschäfte mit dem Reich der Mitte machten. Das geldwirtschaftliche Gedeihen hatte aber wieder seine bösen Konsequenzen für den kleinen Mann auf dem Lande. Von neuem machte sich die Tendenz in großem Maße geltend, den Bauer auszuwuchern, auszukaufen und auszutreiben. Undauernde heftige innere Wirren resultierten daraus, bald auch aus dem Niedergang der Dynastie selbst, die schließlich auch solcher Entartung verfiel, daß die Regierung absolut nicht mehr auch bloß den bescheidensten sozialen Funktionen zu genügen vermochte. Eunuchen spielten eine große Rolle, an Palastrevolutionen war kein Mangel, und die Verwaltung geriet in die größte Unordnung. Wir hören auch von der ewigen Krankheit, daß die Beamenschaft wieder der ärgsten Korruption verfallen war, weil die Posten keineswegs an die auf dem Wege der Prüfung zu ermittelnden Tüchtigsten unter den „Literaten“, sondern auf dem Wege des Neuterhandels an den Meistbietenden gelangten, die dann natürlich auf dem Wege aller möglicher Erpressungen und Spitzbübereien soviel wie möglich herauszuholen suchten, um sich zu bereichern.

907 ging es mit der Tangdynastie definitiv zu Ende. Neuer Zerfall herrschte, bis nach einem halben Jahrhundert der erste Sungkaiser zur Macht gelangte. Diese Dynastie herrschte von 960 bis 1279 in China. Allerdings hatte sie schon von Anfang an nicht ganz China inne; denn ein Stück des Nordens war im Besitz der Skitanen von Liantung. Späterhin griffen deren Nachfolger, die Kintataren, in denen die Vorfahren der heutigen Mandchus zu erblicken sind, weiter auf Kosten der Sungkaiser um sich, bis diese schließlich bloß noch das südliche China inne hatten. Interessant sind aus diesen Jahrhunderten wieder hauptsächlich die Berichte über Versuche, die Agrarverhältnisse dauernd vom Uebergang ins Ladifundienwesen abzuhalten, das immer von neuem um sich griff. Wir hören, daß schon die ersten Sungkaiser Bestimmungen trafen, die darin gipfelten, daß, vom wenig zahlreichen Adel abgesehen, niemand mehr als hundert Man Ackerland besitzen dürfe, den etwaigen Ueberschuß gegen Entschädigung an den Staat abzutreten habe, der darauf Erbpächter einsetzen sollte. Auch wurde darauf hingearbeitet, die Besiedelung von Oedländerereien zu befördern. Die merkwürdigste Gestalt in den wirtschaftspolitischen Bestrebungen der Sungzeit ist der Reformator Wangantschi, der gewöhnlich als chinesischer Sozialist bezeichnet wird. Das Ziel dieses Staatsmannes, der in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wirkte, faßt der englische Sinologe Boulger dahin zusammen: „Der Staat sollte die gesamte Verwaltung von Handel, Industrie und Landwirtschaft in eigene Hand nehmen, zu dem Zwecke, den arbeitenden Klassen beizustehen und zu verhindern, daß sie von den

Reichen unter die Füße getreten würden.“ Jedermann sollte genug Füße haben. Niemand sollte arm, keiner überreich sein. Inwiefern dadurch Wangantschis ursprüngliche Absichten korrekt wiedergegeben werden, muß hier dahingestellt bleiben. Sicher scheint soviel zu sein, daß er sich zeitweilig großer Sympathien in der Bevölkerung, dafür aber entsprechender Abneigung in den besitzenden Klassen erfreute. Jedenfalls aber stimmte die Praxis, die unter Wangantschis Ministerschaft entfaltet wurde, sehr wenig mit jenen Theorien überein. Wir vernehmen nämlich unter anderem, daß den Bauern im Frühling jedes Jahres aus der Staatskasse Vorschüsse gegeben wurden, die nach der Ernte im Herbst mit 20 Proz. Zinsen zurückzuerstatten waren. Es begreift sich, daß die chinesischen Bauern auf die Dauer nicht erbaut sein konnten von einem solchen „Staatssozialismus“, der offenbar große Ähnlichkeit hatte mit dem bekannten Monopolsystem, das Mehemed Ali in Ägypten einführt.

Von dauernden Wirkungen waren die Experimente Wangantschis nicht. Vielmehr steht fest, daß weiterhin die sogenannte wirtschaftliche Freiheit unter den Sungkaisern wieder anerkannt war. Auch die agrargeschlichen Bestimmungen der ersten Sungkaiser haben nicht vorgehalten. Wir vernehmen bald schon von größeren Mäßen als 100 Man. Und im ganzen hat man sich offenbar auf die Dauer überhaupt nicht um diese Bestimmungen gekümmert, die hauptsächlich dadurch interessant bleiben, daß sie einen fortdauernden sozialen Gegensatz zwischen Kleinbauern und Anhängern von Großgrundbesitz erkennen lassen. Erkennen läßt sich auch ein Haupthebel zur Enteignung zahlreicher Bauern: es ist derselbe wie anderswo, die Auswucherung mit Hilfe von Geldvorschüssen. Zeitweilig muß auch die Schuldknechtschaft eine erhebliche Rolle in China gespielt haben. Dagegen richtet sich eine Bestimmung eines Sungkaisers, die in das Jahr 1205 gehört und darauf hinauskommt, daß jemand zwar auf sein Land, aber nicht auf seine Person borgen darf; das Land kann jemandem infolge von Schulden verloren gehen, aber er selber kann nicht darauf zum Hörigen seines Gläubigers werden. Der Boden wird also als Privateigentum behandelt, das verloren werden kann. Immerhin zeigt sich noch ein starkes Nachwirken der gentilen, kommunistischen Anschauungen, insofern offenbar der Besitzwechsel am Land als etwas Unnormales aufgefaßt wird. Das ist auch kein Wunder bei der Ausdehnung, in der tatsächlich Trümmer des urwüchsigen Agrarkommunismus nicht nur in der Sungzeit bestanden, sondern sie weit und bis zur Gegenwart hin überlebt haben. Daran hat auch die Fremdherrschaft, die im 13. Jahrhundert infolge der Einigung und der Eroberungszüge der Mongolenstämme unter Dschingiskan und seinen Nachfolgern schließlich über ganz China hereinbrach, nichts geändert, obwohl sie zweifellos für die chinesischen Besitzverhältnisse von beträchtlicher Bedeutung gewesen ist.

Die Kämpfe mit den Mongolen dauerten ungefähr ein halbes Jahrhundert. Sie ergaben bereits bei Dschingiskans Lebzeiten die Eroberung der nördlichen Gebiete bis an den Hoangho. Unter seinen Nachfolgern wurde das Land zwischen Hoangho und Jangtsekiang von den Mongolen unterworfen, und Kublaikan vollendete schließlich 1279 die Bezwingung Chinas durch die Eroberung des ganzen Südens, wo die Sungdynastie sich am längsten behauptete. Waren die Mongolen anfangs als ausgesprochene Kulturfeinde ins Land gekommen, die sich zeitweilig sogar mit dem Gedanken trugen, das chinesische Volk auszurotten und das Ackerland in Steppe zu verwandeln, so paßten sich die Eindringlinge rasch einigermaßen

den chinesischen Verhältnissen an und gingen mit unleugbarem Geschick daran, die vorgefundene Zivilisation ihren Interessen dienstbar zu machen. Die Regierung Kublaichans wird sogar gern als eine Glanzzeit Chinas dargestellt. Wahr ist, daß er und seine Leute keineswegs bloß rücksichtslose Unterdrücker und Ausbeuter waren, die überhaupt keine sozialen Aufgaben gegenüber den Chinesen anerkannt hätten. Dagegen spricht z. B. wenigstens teilweise die Tatsache, daß der berühmte Kaiserkanal, dieser großartige Getreideweg vom Jangtsekiang zum Soangho auf die Zeit Kublaichans zurückgeht; indes scheint das Werk besonders auch mit der Absicht unternommen worden zu sein, die Zufuhr des Tributforns nach der Hauptstadt Kambalu oder Peking zu erleichtern. Zweifellos ist, daß China zu Kublaichans Zeiten einen bedeutenden Außenhandel aufzuweisen hatte, der innige Beziehungen zu den vorderasiatischen Ländern arabischer Kultur, aber auch zu den seefahrenden Italienern herstellte. Eine begeisterte und eingehende Schilderung Chinas zur Zeit Kublaichans verdanken wir dem Venezianer Marco Polo, der im letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts lange Zeit in China weilte und bedeutende Aemter dort bekleidet hat. Dieser Italiener hat besonders ein interessantes Bild entworfen von den Verhältnissen der großen chinesischen Handels- und Industriestadt Quinsay, des heutigen Hangschau. Hier gab

es eine höchst bedeutende Seidenindustrie, wie denn auch die Bevölkerung größtenteils Seidengewänder trug. Die gewerblichen Betriebe waren relativ schon sehr hoch kapitalistisch entwickelt; denn nach Marco Polos Bericht waren sie das, was man Manufakturen nennt. Er sagt uns, daß in diesen Werkstätten und Läden zehn, fünfzehn, zwanzig und in manchen vierzig Mann unter einem Meister an der Arbeit seien. Diese reichen Gewerbetreibenden aber arbeiten, wie unser Gewährsmann konstatiert, nicht mit eigener Hand. Er berichtet auch von den Kaufmannsgilden, die noch heutigen Tages in China eine so starke Position einnehmen. Die Industriellen waren gleich den Kaufleuten bei den letzten Sungherrschern so angesehen, daß der König dazumal sie mit den großen Adligen oft zusammen zu Tische lud. Weniger glänzend ist freilich das Bild, das man nach Bemerkungen Marco Polos sich von dem Leben der ärmeren Bevölkerung in Quinsay machen muß. Er erwähnt nämlich, daß das Kalb-, Rind- und Lammfleisch der Schlächterstände von den wohlhabenden Leuten gegessen werde; „denn die Armen essen alle unsaubereren Fleischabfälle ohne Bedenken“. Er erzählt uns auch, daß nicht nur in Quinsay, sondern in ganz Manci oder Südhina die Armen, die nicht imstande sind, ihre Kinder großzuziehen, sie an die Reichen verkaufen. — Sonst kommen die Schattenseiten des chinesischen Lebens in seiner Schilderung wenig zur Geltung. Es ist auch nicht viel, was wir von ihm über die Uebelstände erfahren, die das Mongolenjoch für die Chinesen mit sich brachte. Diese haben sich schon unter Kublaichan in Gestalt von schwerem Abgabendruck usw. sehr fühlbar gemacht. Unter seinen Nachfolgern wurde die Last der Fremdherrschaft immer

schwerer. Von dem letzten mongolischen Herrscher im 14. Jahrhundert sagt ein chinesischer Bericht, er habe sich nur um sein Vergnügen gekümmert. „Die Großen, die seine Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit ausnützten, dachten an nichts anderes, als sich zu bereichern. Der öffentliche Schatz war durch ihre Räubereien und Betrügereien erschöpft. Einige Jahre der



Die „Fuher“.

Sungersnot hatten hingereicht, das Volk in das äußerste Elend zu stürzen. . . .“

Unter solchen Umständen griffen Aufstände immer weiter um sich. Die Tätigkeit revolutionärer Geheimbünde fand überall den günstigsten Boden. Der erfolg- und ruhmreichste unter den Rebellenführern bestieg unter dem Namen Sungwu 1368 den Kaiserthron und eröffnete



Strasentollekte.

die neue chinesische Dynastie, die durch das Wort Ming, Glanz, charakterisiert wird. Sungwu war ein Bauernsohn und durch das Verlangen des Volkes, die Bedrückung loszuwerden, zur Herrschaft emporgetragen worden. Er bemühte sich auch, den Erwartungen gerecht zu werden, die auf ihn gesetzt waren. Völlig glückte ihm, beziehungsweise seinen Feldherren, im Verlaufe seiner Regierung die Säuberung des Landes von den Fremden, die allent-

halbem über die Grenzen hinausgedrängt wurden. Innere Reformen waren danach das Hauptaugenmerk Sungwus und seiner Ratgeber, einmal eine Verwaltungsreform, die darauf hinauslief, dem Beamtentum den militärischen Charakter der Mongolenzeit zu nehmen und die Stellen wieder durchweg mit Zivilmandarinen zu besetzen. Außerdem soll in großem

Maß der Einfluß des Volkes auf die Verwaltung des Landes wiederhergestellt worden sein. Diese letztere Reform hat aber jedenfalls nicht lange vorgehalten; denn im späteren Verlaufe der Mingzeit nahm die Beamtencorruption und -tyrannie wieder stattliche Dimensionen an, wie auch im Examenwesen ein greulicher Mißgeschick breit machte. Ebensovienig nachhaltig waren die Reformen, die Sungwu auf dem Gebiete der Finanzverwaltung vornahm. Sie sollte von der höfischen Verschwendung befreit werden, die zur Mongolenzeit soviel Unwillen erregt hatte. Sungwu ist auch wohl persönlich seinen Vorsätzen treu geblieben. Aber späterhin nahm dann doch der Verbrauch der einlaufenden Vorräte und Gelder für Zwecke, die keineswegs gemeinnützig waren, wieder immer größere Ausdehnung an. Besonders bezeichnend für die Bestrebungen Sungwus und seiner Genossen sind schließlich die Agrarreformen, die unter ihm in die Wege geleitet wurden. Sie waren dazu bestimmt, dem Latifundienwesen abzuhelfen durch Erneuerung der alten Bestimmungen, die jeder-

mann, mit Ausnahme der Adligen, verboten, mehr als das Normalmaß von hundert Mau Land sein eigen zu nennen. Der Ueberschuß sollte an den Staat fallen und von diesem an Erbpächter ausgegeben werden. Allen Widerständen zum Trotz soll dieser Versuch, dem Kleinbesitz und -betrieb wieder zur Alleinherrschaft zu verhelfen, schließlich erfolgreich durchgeführt worden sein. — Als aber die Mingdynastie ein Jahrhundert über China geherrscht hatte, begann bereits wieder ein neue Zusammenballung von Großgrundbesitz einzusetzen, die offenbar rasch große Dimensionen angenommen und dann große Unzufriedenheit erregt hat. Unter dem Kaiser Hientsung (1465—1487) vernahmen wir zuerst wieder davon, daß sich die Tendenz geltend mache, großen Grundbesitz in einzelnen Händen anzuhäufen. Der große Anhang der Mingkaiser, ihre Verwandten im weitesten Sinne des Wortes und ihre Hauptgehilfen bei der Erhebung gegen die Mongolen, war ständig darauf aus, möglichst viel an Belohnungen aus der Staatskrippe zu erlangen. U. a. strebten sie auch nach Belohnung mit Grundbesitz. Dieses Streben nun war unter Hientsung zuerst erfolgreich und rief heftige Meinungsverschiedenheiten hervor. Vorstellungen des Staatsrats der Zensoren bewogen den Kaiser einmal, ein Edikt gegen jegliche Landbesetzung zu erlassen. Aber hernach gab er dann doch dem unausgesehten Drängen seiner Umgebung nach und begann, an Freunde und Verwandte ausgedehnte Ländereien zu vergeben. Nachdem das Eis einmal gebrochen war, machte die Verteilung von Land zur Belohnung kaiserlicher Günstlinge rasche Fortschritte, und nach und nach entstand eine starke Schicht von Landmagnaten zum großen Mißvergnügen der Bevölkerung. Unter dieser war nach chinesi-



Auf der Straße

schem Bericht die allgemeine Ueberzeugung, daß es ein großes Unrecht sei, „einem Menschen einen Distrikt anzuweisen, der die Bedürfnisse von hundert Familien befriedigen könnte“. Alles Murren änderte aber nichts daran, daß die tatsächliche Ursache der Unzufriedenheit bestehen blieb und immer größeren Umfang gewann. Ein englischer Historiker Chinas, Boulger, erblickt in diesen Landschenkungen „eine der Hauptursachen, die dahin wirkten, die frühzeitige Niederwerfung und Vernichtung der Mings herbeizuführen“. Die anderen Ursachen, die dazu beitrugen, der Mingdynastie schließlich jeden Rückhalt an den Massen der Bevölkerung zu rauben, berühren sich mit jener insofern, als alles aus einer Wurzel entsprang, aus einer Sultanswirtschaft, die das Land einem Schwarm höfischer Schmarotzer dienstbar machte. Eine wilde Verschwendung herrschte in Peking, eifrigst begünstigt von den nun wieder maßgebenden Verschnittenen, die sich dabei die Taschen füllten. Die Mings entarteten immer mehr zum völligen Cäsarenwahn im Verlauf des 16. Jahrhunderts, während dessen ein Aufstand den anderen jagte. Das 16. Jahrhundert ist auch dadurch bedeutungsvoll für China geworden, daß damals die modernen, dauernden Beziehungen zu Europa begannen. Es waren zuerst die Portugiesen, die in den 20er Jahren auf dem Felde erschienen und sich in Macao festsetzten. Neben dem Handel trieben sie auch Seeräubereien. So benahmen sich auch ihre Nachfolger aus anderen Nationalitäten, die zu Zwecken des Gelderwerbs nach China kamen, keineswegs derart, daß sie sich die Achtung der Chinesen hätten erwerben können. Das waren für das Christentum schlechte Aussichten. Immerhin aber gelang es den ersten christlichen Missionaren, die nach China kamen, den Jesuiten, am kaiserlichen Hof einen gewissen Einfluß zu erlangen, allerdings nicht wegen ihrer kirchlichen Bestrebungen, sondern hauptsächlich wegen ihrer mathematischen und astronomischen Fertigkeiten. Von sonstigen Berührungen mit dem Auslande sind aus der späteren

Zeit der Mingdynastie zu verzeichnen kriegerische Zusammenstöße mit Japan, das dem Reich der Mitte bereits damals böse zu schaffen machte und die Kräfte des Landes noch weiter schwächte als es bereits durch innere Zerrüttung geschehen war, besonders aber mit den alten Feinden der chinesischen Kultur, den „nördlichen Barbaren“, wie es im Schiking heißt. (Fortsetzung folgt.)

## Deutsche „Kunden“ in Italien.

Soziale Studie von Friedrich Katteroth.

(Schluß.)

Ein Beispiel: In Florenz ging ein Bayer in meiner Gegenwart auf das russische Konsulat und bekam acht Lire, obwohl er auch nicht eine Silbe russisch verstand. Er hatte sich als Finnländer ausgegeben, und da der Russe ebensowenig finnisch sprechen konnte wie der andere, so muß er ihm Glauben geschenkt

ungläubwürdigen und in Träumereien verliert. Eine wandelnde Zeitchronik ist der alte Patriarch der Straße, und der stoffsuchende Schriftsteller würde bestimmt auf seine Kosten kommen, wenn er es versucht, sich solch einen Gast zu einem kleinen Imbiß einzuladen. Jener würde ihm erzählen, wie man ihn durch die Länder hegte, wie er Kriege mit geschlagen, wie er über all, wo etwas los war auf der Welt, dabei gewesen. Er würde ihm erzählen von seinem ehrlichen Wettringen mit den Behörden, denen er bei seinen Gaunereien dank seiner Intelligenz stets ein Schnippchen schlug. Aber manches Jahr seines Lebens liegt wohl dazwischen, das er still hinter Kerkermauern verbrachte und von dem er — schweigt.

Einen nur fand ich — mit dem ich diese lückenhaft skizzierten Ausführungen schließen will — einen, der wieder „zurück“ wollte.

In Roms verfallenem Kolosseum mit seinen labyrinthischen Stundgängen und den übereinanderliegenden Bogengewölben wird



Vor dem Bahnhof.

mancher Besucher die herumsiehenden, gerumpften, traurigen Gestalten gesehen haben, ohne daß er vermutete, daß es deutsche Landsleute waren. Nicht behaupten will ich, daß sich die Vagabunden aus Heimatsgefühl hier im Kolosseum ein Stelldichein geben, denn unweit von diesem liegt das Kapitol und der Berg Tarpeo mit der deutschen Gesandtschaft und dem deutschen Hospital. In einem dieser geräumigen Wogen lagern sie, frei und doch für den unbefangenen Passanten nicht sichtbar — und in ihrer Mitte lag ein älterer, stiller Mensch, der schon durch sein Äußeres etwas vorteilhaft von den verkommenen Gestalten seiner Umgebung abstach. Seine Kleidung war anständig und einfach, wie die eines Arbeiters, und war mit peinlichster Sorgfalt instand gehalten, auch trug er ganzes, sauberes Schuhwerk. In seinem härtigen, braunen Gesicht mit buschigen, leichtergrauten Augenbrauen verbargen sich hinter Brillengläsern zwei strenge,

kalte Augen, Augen, die es verlernt hatten, trostlos zu blicken und zu bitten, weder um Verzeihung noch um Hilfe. Augen, die fest und klar ihre Bestimmung sahen, entgegen dem unsicher Irrenden der anderen in seiner Umgebung.

Dieser Alte mochte mich Kenning nicht, wohl, daß ich ihm noch zu gut gekleidet ging und zu unerfahren schien, er hat mich nie eines Gespräches gewürdigt. Von einem Leidensgefährten, einem heruntergekommenen Kaufmann, der schon acht Jahre auf der Straße lag, sonst aber ein prächtiger, kluger Mensch war, erfuhr ich einzelne Bruchstücke aus des anderen Leben. Er soll früher ein tüchtiger deutscher Ingenieur gewesen sein, den eine Verfehlung aus Stellung und Gesellschaft gestoßen. Hier im Kreise anderer, ebenfalls „Verstoßener“, fand er Verständnis für die ihm ins Gesicht geschriebenen Leiden, ohne daß man ihn fragte, fand er Leute, die seine Persönlichkeit achteten. Seine Geschick-

lichkeit vergalt es ihnen reichlich; mit kleinen Nadeln und Messern, die er mit Geduld und Feinheit zu führen verstand, gravierte er auf Schieferplatten die „Zinken“ (Stempel) der verschiedensten Konsulate zur Herstellung falscher Papiere. Ab und zu half er seinen Freunden für eine Pfeife Tabak mit Nadel und Zwirn aus (was er alles bei sich führte), gab ihnen belehrend Rat in allen Angelegenheiten der Vagabundage oder schrieb für ein paar Soldi den Schreibunkundigen Heimatsberichte oder Bettelbriefe. Und das sonderbarste: er war der eingestrichelte — Abstinenz.

In den „Zinken“ soll eine große Nachfrage geherrscht haben, und mancher unsichere Kanonist gibt vier und sechs Kronen für solche falsche „Zinken“, so erzählten die anderen, und dann, — daß der Alte jeden Pfennig spare. Er wolle wieder in die Höhe kommen, um als anständiger Mensch in der Heimat sterben zu können. . . .

## Veilchen.

Erzählung von Wilhelm Holzamer.

(Schluß)

„Riechst Du nun was?“ fragte der Doktor und grinste mit einem ganzen Gesicht voll Falten. „Es muß heute gefeiert werden, genießen müssen wir heute, Kossin, genießen, als wenn wir eine Million geerbt hätten. Nur so drauf zu!“

Er war imstande, auch das noch wahr zu machen, nachdem er schon die Veilchen gekauft hatte.

„Doktor!“ sagte sie, und sie gab sich einen Ruck, um sich in Positur zu bringen. „Doktor, ich glaube, Sie sind nicht recht gesund heut.“

Sie wollte davonrauschen.

Aber er wurde gar nicht böse.

„Ja,“ sagte er, „alter Hausdrache, es kann wohl sein. Und nun nehmen wir eine Droschke und fahren bis an den Wald. Und da machen wir einen tüchtigen Mand.“

Das Unausstehliche war, daß er immer so ruhig lächelnd und halb spöttisch blieb. Da konnte man nicht bei ihm ankommen.

„Und dann verschwinden wir. Du wirst schon sehen. Aber halt — hier steht ein Bettler — daß Du uns heut an keinem Bettler vorbeigehen läßt. Jeder kriegt heute was. Sie sind alle bedürftig. Stell Du Dich mal einen ganzen Tag lang so hin.“

Und er lief hin und gab.

„Das wird gut,“ sagte sie mit einem halben Knurren, „da werden wir ja bald bankrott sein.“

Aber hätte sie lieber nichts gesagt, er amüsierte sich nur darüber.

„Auch gut,“ sagte er, „es will alles mal versucht sein in der Welt, auch das Bankrott-machen.“

Sie stieg resigniert in die Droschke, die er angerufen hatte.

„Und der Kutscher kriegt heute ein Trinkgeld, daß er meint, er hält eine Hochzeit gefahren. Wie wär's übrigens, Kossin, wir täten Hochzeit machen heut?“

Sie wollte einen Aufschrei tun, hielt aber noch zur rechten Zeit an sich.

„Ich spring hinaus, Doktor,“ sagte sie. „Estimieren laß ich mich nicht.“ Er lachte.

„Nein, Kossin, laß Du Dich nicht estimieren. Du bist ja gezeit. Und Du weißt, ich halte mich an die Bedingungen — Du weißt! Nun werd nur nicht wieder putschrot gleich, das gilt heut nicht. Und nun heraus aus dem Kasten! In den Säckel gestiegen! Fuchts Dich nicht. Es gibt ein Hochzeitstrinkgeld. Und es lebe die Verschwendung!“

Mit einem: „Sie sind die Unbernunft selbst, Doktor!“ trat die Rosine auf die Seite und

ging dann ostentativ ein paar Schritte voraus. Sie konnte das in ihrer Seele nicht ertragen, wie der Doktor so viel hinauswarf. Aber den Doktor brachte das gar nicht zur Reize. Er lachte und sprang ihr nach und suchte mit den Armen in der Luft, daß sie sich beständig umfah, ob niemand in der Nähe sei, der es sehen könnte. Denn dann hätte man sich ja zu Tode schämen müssen. Und was würden die Leute von ihnen denken, wenn sie jemand sähe. Es war ja die reinsten Verriektheit, und was hatte er denn vor? Was hatte er denn überhaupt nur?

Nun hatte er sie eingefangen und hielt sie an den Hüften fest — Gottes Glück, daß niemand in der Nähe war!

„Riechst Du nun was, alter Drache?“ fragte er. „Veilchen, Veilchen, lauter Veilchen!“

Er hatte einen Stieber mit seinen Veilchen. Aber sie tat ihm den Gefallen und schnupperte in der Luft. Sie roch nur Erde. Und um ihn zu ärgern, sagte sie ihm das auch.

Er jubelte. „Das ist's gerade, Erdel! Du bist doch ein feiner Mensch, Kossin! Ein feines Schnupperorgan. Ich nehme alles, was ich je über Deine Nase gesagt habe, zurück. Erde, ja! Die Erde wacht auf. Siehst Du sie rings mit ihren blinkenden Auglein? Da an den Zweigen ein Knöpfchen, ein Blättchen und auf dem Boden ein Grün und oben in den Wipfeln das Wehen. Ganz fein! Sperr Deine Ohren auf — hörst Du's nicht? Und um uns, weich wie mit Kinderarmen. Hör nur den Bach, wie er gluckert, und guck ins Wasser, wie's blinkert. Hör, hör, hör doch! Und guck doch! Alter Profamensch, wenn Du noch nicht mal Deine fünf Sinne beisammen hast. Lacht Dir das Herz im Leibe nicht? Dein alt eingerostet Altjungfernhertz. Oder hast Du's gar eingebüßt vor lauter Tugend? Hast gar keins mehr? Ich glaub gar, Kossin! Aber ein Herz ist mehr wert als alle Tugend, sag ich Dir, und als alle Tugenden zusammengenommen. Herz, Kossin, das ist alles! Alles! Und nun schnupper wieder! Hier lüch Dich, pflück! — Das ist der Frühling! Pflück mich, Kossin, weil es Frühling ist. Du schadest wahrhaftig Deiner Tugend nichts, 's ist ein Kreuzkusschen, 's ist ein Frühlingkusschen! Und ein Frühlingopfer ist's, komm, sei kein Stoch, das muß gebracht werden.“ Nun blieb die Rosine aber stehen und stemmte die Arme in die Seite und proklamierte: „Bis dahin, Doktor, hab ich mir's gefallen lassen. Nun wird mir's aber zu bunt, der Spaß geht zu weit. Ich verbitte mir das!“ Da nahm er sie unter den Armen

und drehte mit ihr herum und drehte weiter und piffte dazu: „Nur einmal blüht im Jahr der Mai, nur einmal im Leben die Liebe“, und tanzte richtig mit ihr über Gras und Moos und Wurzeln und über die welken Blätter, die um sie wirbelten.

Der Rosine war das Kapottchen ganz auf die eine Seite gerutscht, so daß sie's balancieren mußte, um es auf dem Kopf zu behalten. Sie hätte sich ja gern gewehrt, aber so konnte sie es doch nicht, wenn sie nicht riskieren wollte, daß ihr sein Kapottchen ganz vom Kopf herunterfiel. Der Doktor ließ sie nun auf einen Baumstumpf niedergleiten, damit sie sich ausschneufen könne, und ging und suchte Veilchen.

Die Rosine wußte nichts anderes zu sagen und zu tun, als beständig zwischen einem und dem andern Menzunge herauszustößen: „Nein verriekt! — Nein, so etwas! — Dummheit! Dummheit! Alberne Dummheit!“

„Pustest Du noch, Kossin?“ rief der Doktor aus dem Gebüsch am Bach heraus, wo er Veilchen suchte. „Pust Dich nur richtig aus, das wird Dir gesund sein. Ich verordne Dir's. Und hier steht alles voll, Blaukopf an Blaukopf. Lauter Frühlingaugen. Kein Mädel, das so schön hätte! Auch Du nicht. Bleib nur ruhig sitzen, es gibt einen ganzen Schoß voll für Dich!“

Da sprang sie auf, wie von einer Natter gebissen. Er wär's rein fähig, ihr das ganze Kleid voll zu schütten in seiner Nartheit. Und gar nichts danach zu fragen, daß es ein funkelneues Kleid war und ihr allerbestes. Sie stand auf den Beinen — und stand in Kampfhaltung.

Als er zurückkam, hatte er die Hände voll von frischen Veilchen und stieß sie ihr unter die Nase.

„Begreif doch, alte Schatulle, begreif doch, das ist der Frühling! Sagt Dir das gar nichts? Bedent' Dir das gar nichts?“

Aber sie war nun ernstlich böse und richtig beleidigt.

„Heute frönen wir allen Leidenschaften,“ sagte er. „Nun trinken wir einen Kaffee im feinsten Restaurant, das im Wald steht. Eine ganze Kanne voll, und lassen's nur so gluckern, wenn wir ausgießen. Weißt, so wie's bei meiner Mutter daheim war. Nur, daß wir dort Zichorienbrühe hatten. Heut trinken wir aber einen feinen. Und Kuchen essen wir, Kuchen mit Schlagfahne. Einen hohen Teller voll. Und wenn's nicht reicht, gleich noch einen. Und dann eine Zigarre. Import, mag's kosten, was es will. Einen Schnaps dazu. Fin-

Champagne. Oder willst Du einen süßen? Und Dich geb ich als meine Frau aus."

Die Rosine erwiderte kein Wort mehr. Sie verachtete ihn. So einer war er also. Pfui! Sie wußte gar nicht, wie sie ihn verachten sollte. Seine arme Mutter tat ihr nur leid.

Er machte alles wahr, was er gesagt hatte. Sie tranken Kaffee, den teuren Kaffee, gleich eine ganze Kanne voll. Und Kuchen vom allerfeinsten. Eine hohe Platte. Und wahrhaftig noch eine. Er war ein ganz unverschämter Kuchenesser. Man mußte sich schämen, er aß, als habe sie ihm drei Tage lang nichts zu essen gegeben.

Man bestellte er ja auch wahrhaftig eine importierte Savanna. Für eine Mark und fünfzig Pfennig. Süß und Schand. Und Schnaps. Und einen süßen Likör für sie. Wenn sie sich nicht schämen täte, ließe sie fort. Das war ihr aber gar zu empfindlich. Wenn sie sich wenigstens mal auslesen könnte! Aber auch das ging hier nicht mal, wenn es nicht auffallen sollte. Sie mußte einfach stillhalten und alles ertragen.

Er tat, als wäre er ganz allein auf der Welt.

"Du, die Rothhaarige dort, das Fischele, wie meinst, Rosin, das wär was für mich, Rosin, he?"

Und er schwäbelte, als wenn er in Stuttgart sitzen tät.

"Oder das Schwarzköpfe dort, da, auf mal, das sich eben die Zigarette ansteckt. Wie meinst?"

"Meinetwegen," knurrte sie, "nehmen Sie sich alle, wenn Ihnen das Fell juckt. Aber ich geh dann. Ich geh, das sag ich Ihnen, Doktor, kein Stund länger mehr bleib ich dann in Ihrem Haus."

"Einverstanden, Rosin, und ein schlechtes Zeugnis kriegst dann von mir, daß Dich kein Mensch mehr annehmen tut. Und nun willst noch einen Schnaps? Sag ich's doch. Stille Wasser gründet tief. Die Rosin trinkt. Bravo!"

Er goß ihr noch einen Benediktiner ein.

"Ich ergeb mich," sagte sie.

"Noch einmal, bravo! Und nun machen wir uns auf die Strümpfe und wandern Arm in Arm in die Stadt und essen fein zur Nacht. Aber ganz fein, hörst! Und trinken auch Champagner, französischen, zwanzig Mark für die Flasche. Hörst, Rosin!"

"Fähig wären Sie's heute. Mein Gott —"

Ned nit so hochdeutlich, Rosin, sag nur, liebs Herrgöttle," fiel er ihr in die Rede.

"Ich schweig ganz still, ich sag ganz und gar nix mehr, kein Sterbenswörtle mehr!"

"Zum dritten Mal bravo!" sagte er und lachte laut auf. Und schwäbeln kannst auch noch, bist also noch nit ganz gottberlassen."

Die Rosine war zusammengesuckt und guckte scheu zu den übrigen Gästen hin, ob man nicht zu ihnen hersehe.

"Die Augen könnt ich Ihnen grad austragen, Doktor," fauchte sie.

"Recht hast, aber heb Dir's auf ein ander mal auf. Heut wollen wir erst noch zur Nacht essen," kicherte er. Dann rief er den Kellner und zahlte.

Die Rosine saß dabei und warf verstohlen einen Verzweiflungsblick nach dem andern zum Himmel. So eine Rechnung! Sie rechnete sich aus, wie viel Tage lang sie die Haushaltung für das Geld hätte führen können. Es war eine Süß und eine Schand.

Und nun sagte der Doktor zum Kellner: "Wollen Sie meiner Frau den Mantel bringen, bitte," mit der selbstverständlichsten Miene von der Welt. Nein, mit einem Spitzbubengesicht. Ganz ernsthaft. Sie hätte in den Boden sinken mögen.

Der Kellner holte den Mantel, half ihr hinein und redete sie gnädige Frau an. Was der

sich wohl dachte! Sie war froh, wie sie glücklich draußen waren und die Bücklinge endlich aufhörten.

Sie hatte sich ganz genau zurechtgelegt gehabt, was sie alles draußen dem Doktor hatte sagen wollen, aber nun hatte sie es gänzlich vergessen. Sogar als er ihr galant den Arm bot, blieb ihr nichts anderes übrig, als einzuhaken. Was wo. te sie denn machen, er war ja zu jedem Skandal fähig heute. Aber sie bliebe nicht länger bei ihm, keinen Tag länger. So spazierten sie nun in die Stadt, und sie ließ ihn toben und tollern wie einen bösen Duden. Sie wollte es ihm schon einbrocken, die ganze Woche lang. Diesen Gedanken baute sie denn auch noch aus, als sie schon im Restaurant saßen und er die feinen, teuren Sachen bestellte und den teuren Wein dazu. Er war verückt. Wegen ein paar Weilschen, die er gerochen hatte. Vielleicht war eine an ihm vorbei gegangen, die mit Weilschen parfümiert war. Und das hatte ihn um den Verstand gebracht.

Nein, es schmeckte ihr gar nicht, er mochte sich anstellen, wie er wollte. Sauerkraut und Speck, das wäre ihr lieber.

Er schämte sich aber auch gar nicht. Den ganzen Tisch hatte er mit den Weilschen bestreut,

### Der Genesende in der Nacht.

Bin ich Armer neu erschaffen? Goh dieses Märztags himmelblaue Schale  
ihre Lichter aus in meinem Tale?  
Trat ich selbst, als mich ihr Strom umfloß,  
aus dem angstschauernden Grabesmale?  
Stand ich in des Lebens buntem Saale,  
der mich mild und armeweich umschloß?

Nacht und Sterne, soll ich ganz genesen?  
Eure Füße wandeln meine Pfade,  
meine Tränen tau'n in eure Gnade.  
Führt ihr mich zu meinem reinsten Wesen?  
Ward ich arm, daß ich mich nie ermesse? —  
Ueberreich, daß ich euch nie vergesse?

Robert Walter.

daß alle Leute herüberguckten und dann miteinander tuschelten und sich zulächelten. Wer mußte sich am meisten schämen! Doch nur fiel die Leute meinten am Ende wirklich, sie hätten Hochzeit gemacht. Nein, was das eine Narrheit von dem Doktor war! Sie hätte in den Boden versinken mögen.

"Das war Frühlingsfest, Rosin," sagte er. "Jeder feiert's, so gut er kann. Wisch deinen Schnurrbart ab, ich will Dir noch den versprochenen Kuß geben."

Sie rückte von ihm ab und sah sich im Saal um.

Er rauchte seine Zigarre und machte schwäbische Späße! Wenn die jemand gehört hätte! Und die Wörter, die er gebraucht! Und in dem feinen Restaurant, wo nur die feinsten Leute verkehrten!

Aber nach und nach wurde er stiller und vernünftiger.

Nach einer Weile sagt er: "Jetzt wird die arme Seel auf einige Zeit wieder Ruhe haben. Morgen sind wir wieder ordentlich."

Er wurde nun nachdenklich. Er sah leer in den Saal hinein und rauchte seine Zigarre. Die Rosine dachte, er rechne sich nun aus, was er heute unnötig ausgegeben habe.

"Gehen wir! Komm, Rosin, es will verfliegen. Schad drum. 's ist halt alles nur Dunst. Leider."

Er zahlte.

"Aber einen Wagen nehmen wir doch noch für heim. Oder ein Auto. Anders geht's nit."

Die Rosine hatte eine Heidenangst vor den Automobilen. Aber sie ergab sich. Sie saßen ganz still nebeneinander. Die Weilschen waren weck geworden, die die Rosine noch immer am Busen trug. Die der Doktor gepflickt hatte, hatte er im Restaurant gelassen.

"Was haben Sie nun davon?" fragte ihn die Rosine vorwurfsvoll. "Doch gar nichts. Ihr gutes Geld haben Sie ausgegeben für nichts und wieder nichts. Das gute schöne Geld."

Und die Rosine wiederholte immerfort: "Was haben Sie nun davon?"

Der Doktor sagte nach längerem Schweigen: "Ja, man kann's auch so auffassen wie Du, Rosin."

Dann antwortete er nichts mehr.

Auf der Treppe sagte er dann erst wieder: "Das ist halt die verfluchte Geschichte, daß Ihr Leut immer recht habt zuletzt."

Sie stiegen in die Wohnung hinauf. Die Rosine war wieder Herr.

In der Wohnung war es kalt und ungemütlich.

"Wollen wir uns noch einen Grog brauen? Weilschen und Grog! Nein, laß! Kusch Dich nur, so rasch Du kannst. Ich fühl gar nichts. Mein gar nichts. Geh jetzt nur."

Sie ging. Aber in der Tür blieb sie noch einmal stehen und sah sich nach ihm um. Er saß da, den Kopf in die Hand gestützt.

Jetzt tat er ihr leid. Sie ging zu ihm, nahm seinen Kopf in ihre Hände und tröstete ihn. "Geschehen ist geschehen, nun nimmi's nit so schwer, Hermannle, und mach Dir keine Gedanken mehr drüber. Nit traurig sein! Und morgen gehen wir wieder an die Arbeit, als wenn nichts geschehen wär."

Er hob den Kopf und lächelte sie an. Sie wich ein ganz klein wenig vor ihm zurück und sicherte sich.

"Du bist doch ein gut Tierchen, Rosin. Mein, ich werd nicht traurig sein. 's ist gut, alles gut. Dumm ist nur, daß Ihr Leut hintenach immer recht habt. Aber 's gut. Und Du bist gut."

Er hatte ihr einen Kuß gegeben, ehe sie's sich versehen hatte.

"So, nun hast Du doch Deinen Kuß gekriegt. Frühlingsopfer! 's schon gut, sag nichts. Wisch Dir den Mund und sag nichts. Wir bleiben gute Freunde, und Du bleibst, was Du warst. Aber mach mir nun doch noch einen Grog, den trink ich dann ganz allein. Du kuschst Dich und träumst von der belohnten Tugend. Hast ja nun auch die Bierzig auf dem Buckel. Und ich hab sie auch bald. Nur noch so ein Stück fünf Jährchen weniger. Legen wir's hinter uns. Welt, brau mir noch einen Grog, Alte. Legen wir's hinter uns und Strich drunter. Aber die Welt stand mir heut einmal voller Weilschen, was willst Du. Das passiert. Und das verstehst Du nicht. Du bist halt eine alte Jungfer. Geh, brau mir den Grog, 's ist kalt hier, und legen will ich mich noch nicht."

Die Rosine verstand das nicht. Sie fühlte, daß da etwas war, was nicht ganz leicht war, aber sie verstand das nicht. Sie vergaß darüber sogar, indigniert zu sein. Sie ging hinaus und braute einen starken Grog. Sie brachte ihn und ging rasch wieder hinaus. Ihre Stube verriegelte sie mit aller Vorsicht.

Der Doktor saß noch lange und dachte nicht mehr an die Weilschen. Als er zu Bette ging, spürte er, daß er einen benommenen Kopf hatte. Er lag dann lange noch ohne Gedanken. Als es schon gegen morgen ging, lag er noch immer wach.

Es war dann immer derselbe eine Gedanke, der ihn beschäftigte: "Es ist dumm, daß die Leute immer recht behalten müssen."

Schließlich sagte er sich: Aber es ist so, sie haben halt recht. Darüber schlief er denn ein.

**Sachfengänger.** Im Frühjahr und im Herbst hat man in den Großstädten und auf den Bahnhöfen der Eisenbahnknotenpunkte häufig Gelegenheit, eigenartige Menschengruppen zu beobachten. Dann wandern nämlich die „Sachfengänger“ aus den Gefilden Ost- und Westens zu oder wieder heimwärts. Die landwirtschaftlichen Arbeiten in den Zuckerrübenplantagen verlangen kräftige und fleißige Hände, die sachgemäß zupacken können. Agenten besorgen die Menschenware und übernehmen auch in diesen Fällen die Ueberführung des geborgenen Saisonpersonals. Alt und jung, Männer und Weiber sind unterwegs. Ein paar Kofferstücke werden in Körben, Kisten oder Bündeln mitgeführt. Manche haben die Reise schon des Bitteren gemacht, die meisten aber wagen sich zum ersten Male aus ihren ländlichen Verhältnissen heraus und bestaunen mit großen Augen die seltsamen Eigenartigkeiten der Fremde, besonders der Großstadt, von denen man ihnen daheim schon so vieles erzählt hat. Und gerade in diesem Großstadtbild fallen die Sachfengänger am meisten auf. Ihre scheue und unbeholfene Art erregt schon die Aufmerksamkeit der Passanten, die ihnen gern behilflich sein möchten. Nur schlecht und schwer können sich die Leute, die meist aus den polnischen Gefilden Ost- und Westens stammen, verständlich machen. Ihre Redeweise ist abgerissen, die Worte formen sich nur holprig zu Sätzen und kommen in Brocken heraus, die man erst miteinander in Zusammenhang bringen muß.

Etwas außerordentlich Primitives hat schon das Aussehen dieser Leute. Die Frauen mit den fußfreien Köcken und den großen kopflichen starren ordentlich verschlehten in das verwirrende Großstadttreiben. Mit mächtigen Backen auf dem Rücken ziehen sie von einem Bahnhof zum anderen. Meist sind es früh verblühte, abgearbeitete Gestalten. Aber auch manch hübsches, junges Mädel ist darunter, das mit blühenden und genussüßeren Augen in die fremde Welt hineinschaut. Die Männer haben etwas Ernstes und Verlorenes. Ihren schiefen Händen sieht man es an, daß sie die Arbeit kennen. Charakteristisch für ihre slawischen Gesichtszüge sind die vorspringenden Backenknochen und der melancholisch herabhängende Schnauzbart. Auch sie sind nicht gepäcklos. Der eine schleppt an einer mächtigen Truhe, der andere an einem Koffer, der dritte hat einen riesigen Reiseforb geschultert. Liegen die Bahnhöfe an den großen Eisenbahnknotenpunkten zu weit auseinander und lassen die zu benutzenden Züge zu wenig Zeit, um zu Fuß von der einen Station zur anderen zu gelangen, dann werden die Sachfengänger mit Sack und Pack auf einem Wagen „verladen“. Kisten und Kisten geben die Sitzgelegenheiten her. Die Leute genieren sich nicht groß; über das ganze Gesicht behaglich schmunzelnd, machen sie ihre Fahrt durch die belebten Straßen der Eisenstadt. Und auch der Kutscher lacht, denn eine solche „Fuhre“ wird ihm nur selten zuteil. Und wie

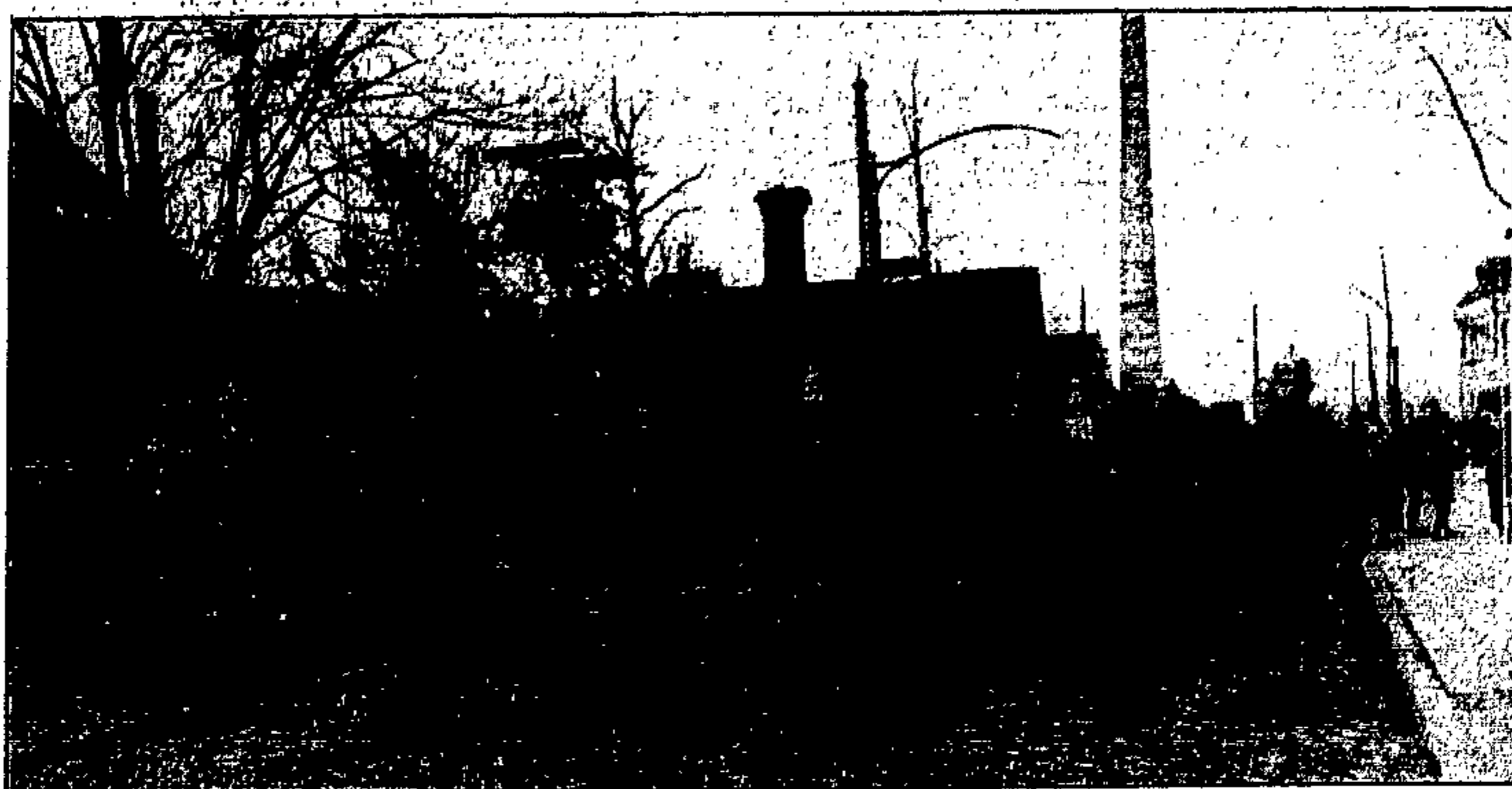
sie auf dem einen Bahnhof „verladen“ wurden, so werden sie auf dem anderen „ausgeladen“. Jeder nimmt wieder seine Gepäckstücke an sich. Ein paar Frauen waschen sich auf primitive Art erst noch einmal rasch die Hände. Dann geht es in die Bahnhofshalle hinein, wo schon eine Anzahl Bahnwagen vierter Klasse ihrer harret, um sie an die neue Arbeitsstätte zu befördern. Ein paar Monate hindurch kommen die Sachfengänger auf diese Art in neue „Verhältnisse“. Schwere Arbeit harret ihrer sowohl in der Fremde, wie in der

mächtigen Strom, den Rhein, fließen, so sind auch Partei und Gewerkschaft Arme des einen großen Stromes, in dem sie sich zusammenfinden, Arme der proletarischen Arbeiterbewegung. So wie die beiden Flüsse zusammenkommen und schließlich zu einem einzigen, mächtigen Strome werden, so kommen auch die Gewerkschaften und die politische Partei stets zusammen, wo es sich um die Interessen der Arbeiterklasse, um die Interessen des Proletariats handelt. Wir können über einzelne Fragen verschiedener Meinung sein, wir können in einzelnen Fragen noch so lebhaft uns bekämpfen, aber in dem Augenblick, wo es uns zum Bewußtsein kommt, daß es sich um die großen Güter der Befreiung der Arbeiterklasse handelt, in dem Augenblick steht der politische Parteigenosse mit dem gewerkschaftlich organisierten Schulter an Schulter.

**Neue Bücher.** Von Friedrich Deltytsch liegt eine Broschüre vor „Erste Fragen“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, Preis 75 Pf.), die sich gegen einen Vertreter der evangelischen Orthodoxie richtet, der die Bibel- und Bibelforschungen des Autors öffentlich herabzusetzen versucht hat. — Im Verlag von J. G. W. Diez Nachf. in Stuttgart ist als 19. Bändchen der „Meinen Bibliothek“

(Preis brosch. 75 Pf., geb. 1 Mt., Vereinsausgabe 50 Pf.) erschienen „Chemie im Alltag“ von Dr. Adolf Reih. Diese lehrreiche Schrift knüpft an das Alltägliche an und sucht durch Mitteilungen von Tatsachen, wie sie überall beobachtet werden können, Interesse für die Forschungen auf dem Gebiet der Chemie wachzurufen. Einzelne Kapitel des Büchleins behandeln u. a.: „Brenn- und Leuchtstoffe“, „Nahrungs- und Genussmittel“, „Die Metalle und ihre Verbindungen“. — Mit ausgewählten Schöpfungen eines in Deutschland noch wenig bekannten nordischen Dichters Johan Falkberget macht uns Th. Wölcker bekannt. In dem Buche „Minenschiffe und Fackelbrand“ (Leipzig, Georg Meierburger), das den Untertitel „Erzählungen eines norwegischen Grubenarbeiters“ trägt,

lernen wir einen Proletariatspoeten kennen, der reich an Gestaltungskraft ist und Welt und Dinge mit eigenen Augen sieht. Nicht nur das fremde, nordische Milieu fesselt, sondern die Art des Erzählens, zu welcher der Dichter sich trotz harter Alltagsarbeit in der Grube von frühester Jugend angedrängt fühlte. Was Falkberget als Arbeiter erlebte, was er als Lohnsklave fühlte, dachte und wünschte, suchte nach künstlerischem Ausdruck. So entstanden jene Skizzen und Erzählungen, die das vorliegende Buch füllen. Die Wölcker'sche Uebersetzung war bestrebt, der Eigenart des Originals möglichst gerecht zu werden. Das ist ihr vollauf gelungen; auch die Uebersetzung weist in sprachlicher Hinsicht viele Schönheiten auf, namentlich dort, wo es sich um Natur schilderungen handelt. Erwähnt sei noch, daß die letzte Skizze des Buches, „Junge Leiden“, die als Probe für das Ganze hingestellt werden kann, vor einiger Zeit in der „Neuen Welt“ abgedruckt wurde.



Militär im Streitgebiet: Infanteriepatrouillen in den Straßen von Eastrop.

Heimat. Und doch ist es draußen anders. Alle Lebensbedingungen muten neu an. Eine gewisse Unzufriedenheit wächst in ihnen groß mit ihrem heimatischen Lose. Neue fremde Lehren bringen an ihre Ohren, die sich in ihnen festfangen und sie nie wieder loslassen. Auch ihr Leben könnte sich glücklicher gestalten, froher, lechter, menschlicher! Und jeder Tag gräbt die neuen Wünsche tiefer in ihre Herzen. Die da im Herbst heimkehren, sind nicht mehr die alten geblieben. Sie haben gesehen und gelernt und sind erfüllt von dem Gedanken, sich und ihren Kindern eine bessere, menschenwürdige Zukunft zu bauen... wi.

**Ueber Partei und Gewerkschaft** sagte der verstorbene Paul Singer auf dem Mannheimer Parteitage (1908): Wie der Wain und der Redar in den großen,



Stehende Bergleute lesen am Secheneingange, ... von Berliner Schugleuten bewacht wird, den Erlaß des Regierungspräsidenten.